

| | |
|---------------------|---|
| Zeitschrift: | Neues Berner Taschenbuch |
| Herausgeber: | Freunde vaterländischer Geschichte |
| Band: | 8 (1902) |
| Artikel: | Das Berner Freitagsblättlein : Kulturhistorisches und Literarisches aus dem alten Bern |
| Autor: | Krebs, Maria |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-127830 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Berner Freitagsblättlein.

Kulturhistorisches und Literarisches aus dem alten Bern.

Von Dr. Maria Krebs.

Als mit dem beginnenden 18. Jahrhundert unsere deutsche Literatur aus der Versandung französischer Nachahmung herausstrebte und nach Leben rang, suchte sie sich zuerst ein neues Vorbild aus. Die Deutschen fanden es in der Literatur einer Nation, an der sie etwas Germanisch-Stammverwandtes herauszufühlen begannen, in der Literatur der Engländer. Freilich war es zunächst nicht der Feuergeist Shakespeare, an dem sie sich entzündeten — noch waren die französisierten Geister zu eng, um den Gewaltigen zu fassen — und ihre Begeisterung galt in erster Linie auch nicht dem Sänger des verlorenen Paradieses. Im Beginn des Jahrhunderts der Popularphilosophie, wo die Vorliebe für das Moralisierend-Betrachtende so groß war, fühlte man sich hauptsächlich zu jenen Kunstgattungen hingezogen, die dieser Neigung entgegenkamen, Roman und Zeitschriften, und diese fand man in der zeitgenössischen englischen Literatur in ihrer Blüte. Man begeisterte sich für die neugegründeten moralischen Wochenschriften der Steele und Addison. 1709 war die erste englische Wochenschrift, Steeles „Tatler“, erschienen, und fünf Jahre später erfolgte die erste Nachahmung in Deutsch-

land im Hamburgischen „Bernünftler“ und bald darauf in der „lustigen Fama.“

Die nächste und zugleich eine der bedeutendsten der deutschen Wochenschriften aber, die sich im Speziellen Steele-Addisons „Spectator“ zum Muster nahm, erschien in Zürich. Im Frühjahr 1721 gründeten die beiden jungen Gelehrten Bodmer und Breitinger „die Discourse der Mahlern“. Das Ziel der Herausgeber war kein geringes. Sie wollten als Maler der Sitten veredelnd auf die Bevölkerung ihrer Stadt einwirken und Tugend und Geschmack in ihren Bergen einführen; dies versuchten sie durch kleine satirische Gemälde der menschlichen Gesellschaft und durch Abhandlungen philosophisch-pädagogischer Fragen.

Von Bern aus wurde dieses Unternehmen zuerst durch einen Anonymus angegriffen und verspottet¹⁾, nach kurzer Zeit jedoch fand es auch hier Nachahmung. Unter der Leitung des späteren Professors und Geschichtschreibers Johann Georg Altmann hatte sich in der Neuen Gesellschaft der erste literarische Verein in Bern gegründet, und ihr Organ wurde das Berner Freitagsblättlein. Der Spectator und auch die Discourse der Mahlern dienten dem im November 1721 erscheinenden bernischen „Freitags-Blättlein, in welchem die Sitten unserer Zeiten von der neuen Gesellschaft untersucht und beschrieben werden,“ zum Vorbild. In der äußern Form und in der Wahl der Themata hielt man sich möglichst genau an den „Spectator“ und an die zürcherische Wochenschrift, und doch hat das Freitagsblättlein

¹⁾ Th. Wetter, Chronik der Gesellschaft der Maler, Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, Serie II, Heft 1, S. 84.

ein ganz anderes Gesicht als die Diskurse der Mahler. Es ist, als ob sich die Berner einen Rat, den Professor Lauffer seinen Zürcherfreunden erteilte, zu Nutze gemacht hätten. Da ihm nämlich die langägigen Abhandlungen der Bodmer und Breitinger zu gekünstelt und zu sehr für ein gelehrtes Publikum berechnet erschienen, so hatte Lauffer den Mahlern geraten¹⁾, „mit lachendem Munde und nicht mit allzu ernsthaften Geberden“ die Wahrheit zu sagen, da man auf diese Weise am ersten die Approbation des Frauenzimmers erreichen werde. Überall fühlen wir in dem Berner Freitagsblättlein das liebenswürdige Bestreben, „dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Tugend durch ein Bild zu zeigen,“ und dem Leser seine Lektüre möglichst leicht und angenehm zu machen. Das übliche lateinische Motto am Anfang der Diskurse wird, — im Gegensatz zu der Zürcherzeitschrift — ins Deutsche übersetzt; nirgends finden wir gedankenschwere Abhandlungen in Bodmerschem Stil, alle „Discourse“ sind in naiver, oft recht hübscher, oft recht unbeholfener Weise in die Form kleiner Erzählungen, Träume, Briefe und Dialoge eingekleidet. In der Tat scheint denn auch das Freitagsblättlein in seinem unterhaltend anekdotenhaften Stil bei seinen Lesern mehr Glück gefunden zu haben, als die gediegeneren aber mühsameren und schwerer verständlichen Diskurse der Mahler. Die Bernerwochenschrift hat die zürcherische um ein ganzes Jahr überlebt, und daß es ihr gelang — was auch die Mahler anstrebten — ganz besonders bei dem Frauenzimmer in Gunst zu stehen, beweist der Umstand, daß

¹⁾ A. a. O. S. 97.

sie den Übernamen «Gazette des dames» erhielt.¹⁾ Wer die Mitarbeiter des Blättlein waren, und welche Namen sich unter den Pseudonymen Wilhelm Tell, Don Quichote, Misanthrope, Melissantes &c. verbergen, wissen wir nicht. Sicher ist, daß J. G. Altmann die Seele des Ganzen war, während es mir zweifelhaft erscheint, daß — wie man gewöhnlich annimmt²⁾ — Professor Lauffer an der Spitze der Herausgeber stand. Lieferte er doch gleichzeitig Beiträge an die „Discourse der Mahlern“ und nahm in seinem freundschaftlichen Briefwechsel mit den Zürchern die scharfen Auslassungen gegen das Bernerblättchen ruhig oder sogar mit Zustimmung entgegen.³⁾ Die Zürcher waren nämlich auf das Berner-Freitagsblättlein durchaus nicht günstig zu sprechen, obgleich die Neue Gesellschaft ihnen ihr Unternehmen in höflichen Worten angekündigt und empfohlen hatte.⁴⁾ Vielmehr bekämpften sie das bernische Konkurrenzunternehmen und ließen es an Anfeindungen der Berner-Kollegen nicht fehlen. Gleich mit dem ersten Diskurs, den die Berner den Mahlern in guten Treuen zur Beurteilung und freundlichen Aufnahme zuschickten⁵⁾), luden sie den Spott der Zürcher auf sich. Zur Rechtfertigung ihres Unternehmens wies nämlich die Neue Gesellschaft auf die Verschiedenheit in den Sitten der Völker hin,

¹⁾ Vgl. Freitags-Blättlein I. Bd. 12. Disc.

²⁾ Vgl. L. Hirzel, Albrecht v. Hallers Gedichte CXLII A 2: Hirzel entnimmt die Tatsache, daß Lauffer an der Spitze des Unternehmens gestanden, einer handschriftlichen Notiz seines Exemplars.

³⁾ Vgl. Th. Bitter, Chronik der Mahler, S. 59, 37, 108.

⁴⁾ U. a. O. S. 96.

⁵⁾ U. a. O. S. 39.

die sie der Landesbeschaffenheit, dem Klima u. s. w. zuschrieb, um zu beweisen, daß ein und dieselbe Sitten-schrift nicht für alle Länder gelten könne und also auch eine schweizerische moralische Wochenschrift neben dem unerreichbaren Spectator ihre Berechtigung hätte. Diese Behauptung nun, daß die Sitten eines Landes von dessen Beschaffenheit abhingen, nahmen die Zürcher her, um sie in einem Schreiben an die Neue Gesellschaft zum Gegenstande des bösesten Spottes zu machen.¹⁾ Wie? — argumentiert der Verfasser jenes Schreibens (Bodmer?), der fortwährend Sitte und Passion verwechselt, wie? Ihr glaubt, daß Unterschied und Natur der Sitte vom Klima abhänge und wollt die Sitten eures Landes verbessern? Dann vermecht ihr euch mit euren Diskursen das Klima zu verbessern. „Eine läbliche Intention! Mein Rath wäre, daß man diese Discourse sämtlich in eine Sanitäts-Kammer zusammentrüge, um durch derselben Verbrennung das Clima zu verbessern, im Fall es von der Pest sollte angesteckt werden.“ Das Bestreben des Freitagsblättleins, einen jeden Leser wöchentlich wenige Minuten mit der Lesung der Diskurse zu unterhalten, macht den Spötter „überlaut lachen“, und über den Versuch der Neuen Gesellschaft, ein möglichst reines Deutsch zu schreiben, moquiert er sich und stellt alle ihm — meist ohne Berechtigung — fehlerhaft erscheinenden Ausdrücke aus dem Diskurs zusammen. Und doch war gerade das Bestreben der Neuen Gesellschaft, gegen Verwelschung in Sprache und Sitte anzukämpfen, ein so lobenswertes. Wir haben — heißt es in der Vorrede zum ersten Band — „dunckle, unver-

¹⁾ A. a. O. S. 43—47.

„ständliche und nach der Schuhl schmeckende Redens-
Arthen aufgewichen, damit man unsere Blätter vor
„Verdrüß nicht hinder die Thür schmeiße, oder in deren
„Durchlesung eines Wörter-Buchs vonnöthen habe, und
„die Reinigkeit der Teutschchen Sprach auch überall vor
„Augen gehabt.“ In der Tat ist denn auch die Sprache
des Freitagsblättleins viel weniger mit Fremdwörtern
durchsetzt, als diejenige der Mahler. Aber die Zürcher
wollten eben das ihnen so antipathische Konkurrenz-
unternehmen um keinen Preis anerkennen. Darum
wehe dem Freitagsblättlein, wenn es das Unglück hatte,
auf ein gleiches Thema wie die Mahler zu versallen!
Bodmer hatte einen Diskurs über die Freundschaft ge-
schrieben, und als bald nachher auch in dem Berner-
blättchen dieses Thema zur Grörterung kam, so wurde
von Zürich aus gleich Zetter und Mordio gegen die
„Plagiarii“ gerufen.¹⁾ Und doch war der Berner-
korrespondent zu einem ganz anderen Resultat gekommen
als der Freundschaftsenthusiast Bodmer, sprach doch
„Misanthrope“ seine Überzeugung aus, daß sich jeder
wohlsfinden und in Vergnügen seine Tage zubringen
werde, wenn er sich aller unnötigen Freundschaft ent-
halte.²⁾ Die selben Mahler aber scheuteten sich gelegent-
lich gar nicht, ganze Stellen in wörtlicher Übersetzung
aus dem Spektator in ihre Diskurse hinüber zu nehmen.

Wie aber verhielt sich nun die Neue Gesellschaft
zu diesen Anfeindungen der Zürcher? Vorläufig schien
sie dieselben gar nicht zu bemerken; dann führte sie den
ersten Hieb gegen die Mahler, der auch nicht eben sein

¹⁾ A. a. O. S. 52.

²⁾ F. B. I 6.

ausfiel, im VII. Diskurs. „Don Quichote“ vergleicht dort den englischen Spektator und die Berner Spektateurs mit Seiltänzern: Der Spektator ist der Künstler, der auf dem obern Seile mit aller Sicherheit und Gewandtheit sich bewegt, während die Berner mit dem unbeholfenen Gilles verglichen werden, der auf dem untern, niedrigen und ungesährlichen Seile jenen nachzuahmen und „seinen Leib so gut zu schwingen versucht, als es von seines gleichen kan gehoffet werden.“ Mit Zittern und Beben ersteigt er die Leiter; aber zum Glück hat sich ein Gutherziger eingefunden, „der auß eigener Erfahrung gelehret, was beh der Sach zu thun, weil er ziemlich gestrauchelt. Auß dieser Ursach hat er ihm zur Sicherheit die Schuh-Solen ganz mit Kreiden bemahlet, als von welchem er hernach den Nammen eines Mahlers bekommen.“ Deshalb, und weil sie die falschen Stellungen seiner Füße zuvor gesehen, haben die Berner dem Mahler ihre verbesserten Radenzen zu danken. — Ihre völlige Rache jedoch versparte die Neue Gesellschaft auf den Abschluß des ersten Bandes ihrer Wochenschrift, der im Mai 1722 mit einer Vorrede und Dedikation herausgegeben wurde. Sie widmete nämlich diesen Band sämtlichen Herausgebern der Mahlern mit der Begründung, daß es nun einmal so der Brauch, die Bücher jemandem zu dedizieren, und daß es möglich sei, unter den Gelehrten auch in den schlechtesten Kleinigkeiten, die bei ihnen einmal zur Mode geworden, etwas Besonderes zu suchen und sich dadurch von ihnen zu unterscheiden. Viel klüger sei es, einige Zeilen mehr zu schreiben und dadurch zu erreichen, daß man „für Orthodox angesehen und keiner Käzerey beschuldiget werden könne, davon der kleinste Argwohn den tugend-

jamstens Mann für die ganze Zeit seines Lebens höchst unseelig zu machen fehig ist.“ Warum also sollten die Berner-Spektateurs ihrem Blättlein keine Dedikation voraussehen, da doch auch der geistreiche Scarron eine seiner Schriften seinem Hunde, der fleißige Turretiere aber gar dem Scharfrichter von Paris zugeschrieben und gewidmet habe? Neben dieser Bemerkung freilich ist die Dedikation in so achtungsvoll ehrerbietigen Worten gehalten, die Mahler werden mit solch klingenden Lob- sprüchen überhäuft, daß man sich auf den ersten Blick über den Ton derselben täuschen könnte. In der Vorrede an den Leser weisen die Herausgeber des Freitags- blättleins die Anklage des Plagiats kurz von der Hand und empfehlen sich auch fürderhin der Kritik der zürcherischen „Mercur-Schreiber“; zugleich aber lassen sie ein böses Wort über dickhirnige Leser ihres Blättleins fallen, „welche mit besserem Recht in Geßners Thier-Buch, als in Zwingers Schauplatz des menschlichen Lebens hin gehörten; diese sprachen mit solchem Nachdruck und Herrschafts-Zwang darüber ab, als wenn sie in dem Musen-Tempel durch einhelliges Mehr dazu bestimmt, und ihnen deswegen in dortiger Canzlei ein formliches Patent verfertigt und aufgeliefert worden wäre.“ Bei diesem Ausspruch dürfte wohl der Gedanke an die Zürcherkritiker nicht allzu fern gelegen haben; denn die Berner kämpften eben auch mit recht grober Waffe.

In Zürich ärgerte man sich gehörig über die Dedikation des Freitagsblättleins, und man schrieb darüber an Professor Lauffer¹⁾: „Wir haben uns den Geschmack dieser Stadt (Bern) besser eingebildet, als wir ihn finden, nicht zwar in Ansehung, daß man bei Euch

¹⁾ Th. Wetter, Chronik d. Mahler, S. 59.

„unsere Disc. nicht goutirt, als daß man die Disc. „der Neuen Gesellschaft so sehr liebet, und die unseren „darneben verachtet. Die Dedication dieses Werkes hat „uns schamroth gemacht“. — Auch jener boshaftest Vergleich zwischen dem englischen Spektator, den Bernern und den Mahlern im VII. Diskurs hatte eine heftige Antwort vonseiten der Zürcher hervorgerufen, worin der Verfasser des Discurses u. a. auch „Schlixper“ beschimpft wurde. Darauf antworteten die Berner erst in der Vorrede zum III. Bande (Mai 1723) in einer ruhigen und sachlichen Auseinandersetzung mit dem ungerechten Kritiker. Merkwürdigerweise aber scheint eine ganz böse Satire im Freitagsblättlein unbeantwortet geblieben zu sein. Im 43. Disc. des II. Bandes erzählt „Fernando“ eine sonderbare Geschichte: Ihm war im Traume, als ob er von Mercurius auf den Parnass geführt würde. Dort traf er es eben zu einer großen Versammlung der Götter und Gelehrten unter dem Vor- sitz des Apollo, deren stummer Zeuge er sein durste. Die Ewigen befanden sich in großer Not; fühlten sie sich doch auf ihrem eigenen Parnass nicht mehr sicher, da dieser von den umwohnenden Menschen fortwährend bestürmt wurde. Deshalb stellte Apollo den Antrag zu der Übersiedelung auf einen andern Berg und Homer, „der sowohl wegen Alters als Gelehrte“ zuerst seine Meinung sagen durste, machte den Vorschlag in ein Land zu ziehen, dessen Bewohner von jeder wissenschaftlichen Begierde frei wären, und wo doch nichts destoweniger ein guter Wein wüchse. Der Antrag gefiel, und unter der Führung des Strabo und Pomponius Mela erhob sich die leichte Schar in die Luft, siedelte in ein Land über, das Fernando bekannt war, und ließ sich auf einem

Berge nieder, der nicht sehr weit von seiner Heimat lag. Der neue Parnass war in herrlicher Lage in einem fruchtbaren Lande, worüber sich die Ewigen herzlich freuten. Vor sich hatten sie eine Stadt, von der man aber nur die Spiken der Türme erblicken konnte, „das übrige war ziemlich in einem finstern Schrakken verborgen,“ und weiter vor ihnen lag zwischen hohen Bergen ein großer See, an dessen beiden Ufern „wohl ausgezierte Weingärten“ sichtbar waren. Erfreut machte es sich die erlauchte Gesellschaft bequem, schlug Zelte auf und verwahrte den Berg mit festen Schranken. Mercurius gab den Bewohnern am Fuße des Berges den Auftrag, die hehre Schar gegen bare Bezahlung mit Speise und Trank zu versorgen, und alsbald zeigten sich eine Menge Leute mit Getreide und Wein, die die neuen Bewohner des Berges versorgen wollten. — Plötzlich aber ertönte aus der Tiefe des Tales herauf ein wildes Getümmel, und eine Rotte „sauersichtiger, magerer“ Leute stürmte heran, um mit Gewalt den neuen Parnass einzunehmen und sich unter die Gelehrten zu drängen. Allein sie mußten der Waffengewalt der Thukydides, Xenophon und Caesar weichen, und nun versuchte Demosthenes mit ihnen zu verhandeln; jedoch seine Rede rief nur ungestümes Gelächter hervor, da man ihn nicht verstand. Nicht besser ging es dem Cicero, und als auch Ovid trotz seinen Erfahrungen im Exil sich nicht verständlich machen konnte, fand er, es gehe ihm wieder wie ehemals, als er an seine Freunde schrieb: «Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli.» Endlich gelang es Cartesius mit den Leuten zu sprechen. Nachdem sie zuerst verlangt hatten, daß man einen von ihnen zum Oberbefehlshaber über den Parnass erhebe,

einigte man sich zuletzt dahin, daß einige von ihnen als Holz- und Wasserträger und einer als Leibknabe des Cartesius auf dem Parnass angestellt wurden. Aber bald wurden die neuen Bedienten frech, wollten sich über ihre Gebieter erheben, schaltten die alten Einwohner des Parnass ungeschickte Tölpel und lehnten sich selbst wider den großen Jupiter auf. Zuletzt aber wagten sie es sogar, einen Gelehrten, der als Neuling auf einem der untersten Plätze saß, schändlich zu bestehlen und die gemachte Beute bei andern auszugeben. Da entschlossen sich die Ewigen, den neuen Musensitz wieder aufzugeben. Zur Strafe jedoch verwandelte Jupiter die freche Rotten in Frösche, die er in den nahen See verbannte, und mit lachendem Mund rief Virgil aus: «Et veterem in lineo ranae cecinere querelam.» Als bald aber erhoben die Frösche ein so entsetzliches Geschrei, daß das ganze Land davon erscholl, und die Herzueilenden waren sehr überrascht, als sie statt des vermuteten Feldgeschreis das Coaxen aufgeblasener Frösche entdeckten.

Es besteht wohl kein Zweifel darüber, gegen wen die Spitze dieser Satire gerichtet ist, wenn auch der Diskurs im Inhaltsverzeichnis unter dem harmlosen Titel „diesmahlige Beschaffenheit des Schweizerischen Parnassi“ figuriert. Die Zürcher aber ließen ihn wohl aus Klugheit unbeachtet, um nicht merken zu lassen, daß sie den versteckten Angriff verstanden.

Mit jener Auseinandersetzung in der Vorrede zum III. Bande des Blättleins scheint dann der Kampf übrigens abgeschlossen gewesen zu sein. Daß der kleine Streit mit so viel Gehässigkeit geführt wurde, darf uns nicht wundern, waren doch die Kämpfer hüben und drüben, und zwar ganz besonders auf zürcherischer Seite,

hizige gelehrte Jünglinge, denen es mit ihrer Sache ernst war, und denen deshalb unbequeme Nebenbuhler in ihrem großen Unternehmen ein Dorn im Auge sein mußten. Besonders dürfen wir es den Bodmer und Breitinger nicht verargen, wenn ihnen, die sie ihre ganze Kraft und Begeisterung ihrem Werke widmeten, die Discurse im Freitagsblättlein gelegentlich als unwissenschaftliche Plaudereien erschienen. Daß er aber in einem solchen Falle loschlug, dürfen wir dem 23 jährigen Bodmer nicht übel nehmen; und wenn bei Breitinger auch noch einwenig der Haß gegen Altmann mitgespielt haben sollte, mit dem er kurz vorher (1718) einen heftigen wissenschaftlichen Streit über Würsel, die in Baden ausgegraben worden waren, geführt hatte, so wäre auch dies bei dem zwanzigjährigen begreiflich. — Übrigens mußte der Streit bald von selber aufhören, da die Begeisterung bei den Herausgebern beider Wochenschriften allmählich entschwand. Als im Herbst 1723 die Discourse der Mahlern eingingen, war auch im Freitagsblättlein bereits eine Erlahmung eingetreten, und nach Schluß des IV. Bandes ging Ende 1729 die Neue Gesellschaft auseinander. Freilich trat sogleich eine andere an ihre Stelle, die unter dem Namen der „Verneuerten Bernischen Spectateur-Gesellschaft“ das Freitagsblättlein noch ein Jahr lang weiterführte.¹⁾ Aber die neuen

¹⁾ Nach Moriköfer, schweizerische Literatur S. 10, wurde bis jetzt immer angenommen, daß erst im Jahre 1725 die Discourse der Verneuerten Spectateur-Gesellschaft erschienen seien. L. Hirzel (A. v. Haller CXLIII A 1) zog diese Nachricht bereits in Zweifel, da er die Discurse nirgends aufzufinden konnte. Durch die gütige Vermittlung von Herrn Staatsarchivar Dr. Türler bin ich so glücklich gewesen, derselben habhaft zu werden. Die Diss. sind eine Fort-

Herausgeber erreichten die anfängliche Frische ihrer Vorgänger nicht mehr. Wer an dieser Verneuerten Gesellschaft teilnahm, wissen wir nicht. Ob Altmann auch jetzt noch an der Spitze des Unternehmens stand, oder ob vielleicht jetzt Professor Lauffer sich der Sache annahm, muß dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß in den beiden letzten Bänden des Blättchens ein etwas anderer Geist lebt, und daß hinter den Salius, Trafimachus, Agamemnon, Mopsus u. s. w., die sich gelegentlich auch Kritiken über die alten Spectateurs erlauben, keine Don Quichote, Wilhelm Tell und Misanthrope zu suchen sind. Freilich fühlen sie sich als Nachfolger der Spectateurs und kommen als solche auch noch einmal auf das „Gemeine und Passionierte“ in der zürcherischen Kritik zu sprechen¹); aber sie scheinen aus den Erfahrungen ihrer Vorgänger Nußanwendung gemacht zu haben. Als die ersten Herausgeber des Freitagsblättleins so plötzlich und „ohne daß jemand noch daran gedacht hätte, sich dem Publico entzogen und, als wann sie in ihrem Rollen nicht mehr fortfahren könnten, ehe der letzte Actus vorbe, den Vorhang herunter gelassen“ und „sich hinter das Theatrum verkrochen“, so glaubte man, daß dies vielleicht deshalb geschehen sei, „weilen sie sich das letzte Zurufen nit getrauen dörßten anzuhören: dann sie hatten zu befahren, sie möchten anstatt des Kätschens der Händen ein starkes Pfeisen zum Dank

sezung des Freitags-Blättleins und gehören ins Jahr 1724. Der vollständige Titel lautet: „Bernisches Freitags-Blättlein, in welchem die Sitten unser Zeiten von der Verneuerten Gesellschaft untersucht und beschrieben werden. Erste Sammlung, welche zu dem Bernischen Spectateur dienen kan als ein fünfter (sechster und letzter) Teil.“

¹) F. B. VI 41.

„bekommen“. ¹⁾ Einen solchen Mißerfolg aber hätten die Spektateurs wohl kaum ihrer Untüchtigkeit zuschreiben müssen — denn sie scheinen in Bern als geistvoll und scharfsinnig gegolten zu haben — als vielmehr ihrer Offenheit. Mit bedenklichem Gesicht notierte der Verneuerte Spektateur ²⁾, daß er im alten Freitagsblättlein eine öffentliche Personal-Satire entdeckt habe. So etwas wollte sich die Verneuerte Gesellschaft nicht mehr zu Schulden kommen lassen, und deshalb fielen auch die Diskurse der beiden letzten Bände des Blättleins, die fast immer unter dem Eindruck der warnenden Worte: exempla sunt odiosa zu stehen scheinen, viel allgemeiner und auch oft viel flauer aus, als die früheren. Gewiß hatte die Verneuerte Gesellschaft auch Grund, vorsichtig zu sein. Schon in ihrem 1. Diskurs hatten sich die ursprünglichen Herausgeber des Freitagsblättleins über die kleinen Verhältnisse in ihrer Stadt ausgesprochen, die keine Personal-Satiren zuließen, weil man gleich jeden aus der kleinen Gesellschaft herauskennen würde, und in gleichem Sinne schrieb auch einmal Professor Lauffer ³⁾: „Wenn es einen Ort in der Welt gibt, wo „die Freiheit zu schreiben verbannt ist, so ist es Bern. „Man würde uns gerne, wenn man könnte, die Freiheit „zu denken, rauben. Außer daß die Sphäre zu klein „ist und man keine Person abkönnen könnte, ohne „daß gleich jedermann sie kennte, sobald die Herren „Schriftsteller partikularisieren wollten, würde man sie „mit 100 Stockschlägen belohnen“. Und wie könnten

¹⁾ F. B. V 8.

²⁾ F. B. VI 41.

³⁾ Vgl. J. C. Mörikofer, S. 11, abgedr. bei Bäbler, Samuel Henzi, S. 10.

wir Berner des 20. Jahrhunderts uns über die Vor-
sicht der Herausgeber des Freitagsblättleins verwundern,
die wir einen Abberitenprozeß miterlebt haben! —
Übrigens scheint in Bern der Boden zu solch moralisch-
literarischen Unternehmen nicht geeignet gewesen zu sein.
Mit dem Jahre 1724 versiegte das Freitagsblättlein
gänzlich, und noch kurzlebiger als dieses waren spätere
Versuche auf gleichem Gebiete.

Uns kommt heute das Freitagsblättlein, diese
winzigen, acht Seiten starken Klein-Oktav-Blättchen mit
den großen Buchstaben, der schwierfälligen Sprache und
der dick und naiv aufgetragenen Moral geradezu rührend
vor, — wie ein Symbol der guten alten Zeit, — und
unwillkürlich stellt man sich Menschen, die jeden Freitag
mit Spannung ein solches Blättlein erwarten konnten,
als unendlich einfach, anspruchslos und naiv vor. Wenn
wir uns aber einwenig in die Diskurse vertiefen, so
vernehmen wir bald aus den schwierfälligen Lettern
Dinge, die uns von dem Freitagsblättlein und seinen
Lesern einen ganz andern Eindruck geben. Die manig-
fältigsten, sonderbarsten Themata kommen darin zur Be-
handlung: Pracht und Müßiggang, Heirat und Aber-
glauben, Religion und Judenhaß, Heuchelei und Schnupf-
tabak, Tanz und Pedanterie, Fremdländerei und Titel-
sucht, Robes volantes und Frauenstudium, guter Ton
und Unwissenheit, Mode und Liebe, Atheismus und
Dienstbotennot, Sekten und Bälle, Luxus- und Natur-
menschen, Girižimoos und Gemeinnützigkeit, Reichtum
und Lehrerelend, Überkultur und Zweizentnervereine,
Erziehung und Selbstmord, Tod und Glück, Zeitungs-
enten und böse Weiber, Abendmahl und Beichte, Eifer-
sucht, Freundschaft, Ehrgeiz, Musik — eine bunte, un-

zusammenhängende Reihe, ein farbenreiches, fröhlich-ernstes Durcheinander. Aus der Art dieser Thematæ aber und ihrer Behandlung ließe sich ein recht lebendiges Bild von dem damaligen geistigen und gesellschaftlichen Leben in Bern entwerfen, das vielleicht dem heutigen trotz allem und allem nicht gar so unähnlich ausfallen würde.

Ein stehender Artikel im Freitagsblättlein ist die Klage über die Gleichgültigkeit der Berner gegen alle Wissenschaften und Künste. Nur selten vernehme man eine Unterhaltung über gelehrte Dinge, der gewöhnliche Stoff der Konversation sei „Kriegssachen und Diversitgements.“ „Alle Wissenschaften begreiffet man unter „dem Rahmen der Pedanterie, und wer einem Pedanten „saget, saget einem in Bern einen Gelehrten“¹⁾ „Wie oft heißt es Pedanterie, wann man einem unver-„nünftigen Schwäizer mit guten Gründen zu begegnen „sucht? Ein solches Wort ist genugsam, die Unschuld „selbst zu unterdrücken, und dem vortrefflichsten Mann „seine Ehr zu rauben. Raum hört man das Wort „Pedant aufrufen, bildet man sich sogleich einen alten „melancholischen, mürrischen Lehrmeister ein. Man stellt „sich vor einen ruhigen, unfreundlichen, häßlichen, „finstern, bebarteten, seltsamen Mann. Einen Mann, „welcher auff der Straße in beständigen Gedanken „schwebend, die ungereimtesten Geberden mache, bald „lauffe, bald wieder still stehe, bald ob sich, bald unter „sich, bald hier, bald dort-hin sehe, sich bald erzürnt „stelle, bald darauff in ein starkes Gelächter außbreche, „mit seinen Händen bald jemand zu rüffen, bald aber „zu dräuen scheine; ja einen Mann, der in unflätiger „Kleidung aufziehe, seine Haar zu klemmen keine Zeit

¹⁾ F. B. III 3.

„nehme, seine Nägel wie Nebucadnezar wachsen lasse,
„von Roth überall besprützt sehe, und welchen die Kinder
„und die Hunde auff den Straßen theils fürchten und
„vor ihm erschrecken, theils anfallen und verzehren.“¹⁾
Nach der Ansicht des Freitagsblätteins aber sind die
wahren Pedanten etwas ganz anderes, als was man
sich im allgemeinen darunter vorstellt. Für den Spekta-
teur ist ein Pedant derjenige, „welcher das, was er zu
„sehn fürgibt nur im Gehirn und in der Einbildung
„hat, solches aber nicht außüben kan, sondern in seinen
„Verrichtungen ganz gezwungen und verwirrt . . . ein
„Sclav von seinem Verstand und seinen Begriffen ist.“
Solche Leute aber sind meist anderswo als unter den
Gelehrten zu suchen, so z. B. unter den Staats- und
Kriegsleuten: „Ein Ambassador, der einen König spiehlt,
„ist ein Pedant . . . Ein Officier, welcher die Schuhl-
„Regeln verbessern, die Authores Classicos samt allem
„Latein abschaffen, nichts als die Feldmeß- und In-
„genieurkunst getrieben wissen will; Ein Offizier, welcher
„alle Bücher hinter den Ofen schmeißt, alle Wissenschaft
„brodlose Künste, thörrichte Sorgen und ehtele Be-
„mühungen heißet, sich dennoch zum Muster in den
„Wissenschaften auffwirfft, ist ein Pedant, — ein
„Monarch, welcher die Begierden seines Nächsten nach
„seinem wunderbaren Kopf und abgeschmackten Begriffen
„ohngehindert beherrschen will.“ — Alles in allem:
„Ein Pedant ist ein Riesen-Gebäude, eine Weißheit ohne
„Geschmack, eine Ordnung ohne Annehmlichkeit, ein
„Wissen ohne Ergezlichkeit.“²⁾ Leider aber stehen solche
eigentliche Pedanten in Bern meist in größerer Ehre als

¹⁾ F. B. I 25.

²⁾ F. B. I 26.

die wirklichen Gelehrten, die nur zu oft veracht und verachtet werden. Freilich gibt der Spektateur zu, daß die Gelehrten oft auch einwenig schuld daran seien, weil sie sich in allem von den gewöhnlichen Menschen zu unterscheiden suchten; jedoch sei es anderseits nur begreiflich, daß sie äußerlich oft etwas vernachlässigt und „nicht so steif aufgekehrt und aufgemüht seynd als „andere, welche ihr Gelt zu nichts als zu großen „Spiegeln angewandt, umb sich den ganzen Tag vom „Kopff biß zu den Füßen darinn besehen zu können.“¹⁾ Der Hauptgrund aber zu der Verachtung der Gelehrten sei ihre Armut, da man einen reichen Gelehrten unter die seltenen Vögel, „welche man zu kennen große Mühe hat,“ zählen müsse. Wie mancher Stoßseufzer gilt im Freitagsblättlein dem Gelehrtenelend, das schon bei dem jungen Präceptor und Studenten beginnt!²⁾ Einen genauen Einblick in das Leben eines Hauslehrers in einer vornehmen Bernerfamilie gibt uns ein Brief des Kandidaten Andreas Souffre Douleurs.³⁾ Der Präceptor wohnt in einem kleinen Stübchen, das einem Inquisitionskeller gleich sieht. Kleine Buben muß er anziehen und kämmen, unterrichten und erziehen, den größern die Theologia, Philosophia, Historia und Eloquentia beibringen. Den ganzen Vormittag muß er hungernd und mit leerem Magen auf seine Schüler warten, die sich nicht von dem reichlichen Frühstück und der Mama trennen können. Am Mittagstisch muß er untenan sitzen und den Mundschenken machen und sich daneben von den Dienstboten und Schülern verlachen und von

¹⁾ F. B. I 25, 2. 1.

²⁾ F. B. I 26, 4 IV 33, 12.

³⁾ F. B. IV 33.

den Eltern „schmückiger Student“ schelten lassen. Das einzige Mittel, womit er seine Schüler für die Stunde festhalten kann, ist, daß er eine „Provision von Läckerlin“ macht und sie damit an sich zieht. Wenn es ihm aber je einfällt, die ungezogenen Jungen zu strafen, so ist gleich das Feuer im Dach, daß „der grausame Berg Aethna keine solche Flammen auswerfen“ kann. Vor Neujahr ist es der Hauslehrer, der drei Wochen lang die Glückwünsche für die ganze Verwandtschaft aussetzen muß¹⁾, und dies ist keine kleine Aufgabe; denn der Neujahrstag ist ein wichtiges Ereignis! . . . „Die meisten beschäftigen sich mit vielem Nachsinnen auf diesen Tag lange Zeit zuvor. Sie bieten allen Gedanken auf. Sie schließen sich in ihr Zimmer ein und bringen entlich etwelche armelige Zeilen auf Pappe, und nach langer Müh vielleicht in den Kopf, sagen einem jeden, so ihnen aufstoßet, diese Red mit grösster Andacht wie ein langes Gebätt her, wünschen allen Fried, alles Wohlergehen und selbst erwünschte Erwünschlichkeiten, da doch in dem Herzen stätige Seufzher für des Nächsten Todt und Unglück gethan werden. Niemand als nur die Verliebten verbinden ihren Wunsch mit der Aufrichtigkeit.“ — Wenn der Hauslehrer so das ganze Jahr sich durchgesitten hat, so erhält er als Bezahlung für seine ganze Arbeit 12 Thaler, während die Ausgaben des armen Studenten für seine täglichen Bedürfnisse, für Kleidung, Schreibmaterialien, Bücher, Tabak und für die „Negligenz in den Seckel des Collegii“ sowie für kleine Ausgaben, damit er „nicht den Nahmen eines Pedanten trage“, 33 thlr. betragen. — „Die Liebhaber der Wissenschaften haben wenig gute und geruhige Tage

¹⁾ F. B. I 9.

zu gewarten!" ruft der Spektateur im Bewußtsein des Gelehrtenelendes aus. —

Das Leitmotiv, das durch das ganze Freitagsblättlein hindurchgeht und in allen Variationen erklingt, ist die Sehnsucht nach der guten alten Zeit, der Zeit der Sittenreinheit, der Einfachheit und — der Originale!¹⁾ Sei es bei dem Patrioten, der sich nach altschweizerischen Verhältnissen zurücksehnt²⁾, sei es bei dem Kulturmenschen, der von dem Urzustande der Menschen träumt, von jener glücklichen Gleichheit unter ihnen vor der Zeit, wo durch Ehrgeiz und Besitz das Elend in die Welt kam.³⁾ — Sei es bei der verbitterten alten Jungfer, die mit Schmerzen der Zeit gedenkt, wo das „Grieken-Moos eine unbekannte Provinz“ war⁴⁾ — Sei es bei der Hausfrau, die mit Wehmut die treuen alten Dienstboten zurückwünscht und sich bitter über die Meisterlosigkeit der modernen „Meitli“ beklagt, die in keinem Platze bleiben, einen unerschwinglichen Lohn verlangen und dabei so „verschlecket“ und hoffärtig seien, daß sie auf dem Markt gepunktet erscheinen als die Frau.⁵⁾ — Sei es endlich bei den Dienstboten selbst, die nach den alten Zuständen zurückverlangen und über die jungen, unverständigen Frauen seufzen, die nicht mehr kochen können und die Mägde mit ihren Capricen zur Verzweiflung bringen, wie jene alte Köchin, Anneli Althaus, „das Mensch gegen 60 Jahren, von Jugend auf zum Kocha erzogen,“ dessen Schmerz über die bösen

¹⁾ F. B. II 28.

²⁾ F. B. I 17 II 42.

³⁾ F. B. III 17 V 16.

⁴⁾ F. B. I 12.

⁵⁾ F. B. IV 43.

Zeiten in die Worte ausbricht: „Es geht übel, ig bin „fro, daß ig alt bin und nit erst asah muß Köchi „werden . . . O, liebi alti Zit, wo bistu! O, ir lieben „alten Frauen, chömmet doch wieder ge luega, wies „hüttigs Tags geht, ich bin versicheret, ihr würdet euwi „Kinds-Kinder nimme meh kennen!“¹⁾ —

Im Zusammenhang mit dieser Sehnsucht nach der guten alten Zeit steht die Klage über die verdorbenen Sitten der modernen Welt, über Luxus, Fremdländerei und Müßiggang. „Der Müßiggang und Hochmuth „sind die größte Laster, wodurch nicht nur so viele edle „Ingenia zu nichts, sondern große Familles zu Boden „gestürzet werden; So öfft man durch die Stadt gehet, „siehet man aller Orthen so viel Müßige, Junge und „Alte, Geist- und Weltliche beyzammen stehen, oder die „Gassen auf und ab spazieren, daß man daraus leicht- „lich schließen kan, ein müßiges und sorgloses Leben „werde für keine Schand gehalten.“²⁾ Man eifert gegen die „Laubenschwärmerei“ und das „Gassenstürmen“, und wenn im Jahre 1723 die Herausgeber sich entschließen, das Freitagsblättlein weiter zu führen, so geschieht es einmal, weil sie noch so viele „Materien und schlimme Gewohnheiten“ auf dem Register haben, ferner weil sie denjenigen, denen das Lesen des Blättleins die Beschäftigung des ganzen Freitags ausmacht, „diese Occupation“ nicht aus den Händen reißen wollen und endlich: „weilen kein Ort in der Welt, da man besser an „der Zeit hat dergleichen zu lesen, dann die ganze Menge „unser Einwohneren besteht aus Staats-Leuten, deren „die meiste mit Geschäften nicht überhäusset, oder aus

¹⁾ F. B. IV 29.

²⁾ F. B. III 3.

„Notariis, die oft manche Wochen auf ein Urkund
„lauern und hiemit auch wohl Zeit haben, etwas darneben
„zu lesen, oder aus Advocateen, die über die häufige
„Ferien klagen und mehr dann genug müßige Stunden
„haben, oder aus Kauffleuten, die auf unsrer Bürz
„wenig Occupation finden, oder aus Studenten und
„Geistlichen, die auf den Tod eines abgelebten Pfarr-
„herren warten, und also auch nicht bis an den Hals
„in den Geschäften oder Bücheren stecken, in welcher
„Erwartung sie wöchentlich wenige Minuten der Lesung
„unsrer Arbeit widmen können. Das Frauenzimmer
„hat neben Empfang der Gesellschaften so viel auch
„nicht zu thun.“¹⁾

Zwei Dinge aber sind es vor allem, die dem Spektator viel zu schaffen geben: Einmal die Fremdländerei, jene Vorliebe der Berner für alles Fremdländische, insbesondere Französische. Daher kommt jene Missachtung für das einheimische Verdienst. „Kein Gelehrter in der Schweiz hat bei den Helvetischen Gesellschaften den Ruhm der Gelehrsamkeit erworben, der nicht zuerst bei außerem bekannt gewesen, so bald aber sein Werk von einer fremden Presse nach Hause gekommen, so hat man ihm das billiche Lob beizulegen angefangen... Ein Buch manglet nichts als einen Parisischen oder Holländischen Verleger, so ist es ohne Zweifel wohl und vollkommen gestellt.“²⁾ Von der Fremdländerei kommt ferner auch jene unangenehme Mischsprache der Berner, das „schändliche Mischel-Muß des Teutschen und Welschen“, wovon der Spektator am Ende des 4. Bandes ein lustiges Beispiel in Form eines Dialoges

¹⁾ F. B. III 1.

²⁾ F. B. II 28.

zwischen zwei Bernern gibt¹⁾): „Murtenbald: He bien,
„Compere! du hasts errathen, lorsque vous avés
„dit, daß üsi Spectateurs bald müed werden z'schryben,
„les voilà sur le point d'abandonner leur ouvrage.“

„Bernhart: Was gheht mi das, sy hätten mihnethalb
„no lang mögen schryben, ob igaen öppis z'lösen gä
„hätti; doch bini nüschti fro, daß y hören, es ist mihr
„gäng a Chummer g'siht, und mihr im Grind g'stochen,
„mi möcht an użeren Orthen mehnen mir admiriren
„disi peauvretés hie z'Bern.“

„Murtenbald: Peauvretés hin, peauvretés her,
„il faut pourtant convenir, daß disi Blättlin nüschti,
„çà et là, iheren guten Nutzen g'ha hey, Et qu'il y a
„eu bien des gens, so das ridicule ihrer conduite
„hei g'see chönne et même, s'il vous plait, di sig
„drinn corrigirt hey.“

„Bernhart: Was, corrigirt hey? ig möcht die o
„g'see, i ma gagenen Kheer thue d'Statt us, d'Statt ab,
„vo eim Hauß in z'ander, i g'see no g'spüren nitt es Haar
„änderig: Burst haselirt einist wie anderist; eh Narren=
„Mode na der anderen kumt by den Wüberen uss;
„mit eim Wort, es geht gäng wie gäng, und wird so
„ga, so lang aß d'Ellteren selber nit wižiger werden,
„und og besser der Mären zum Aug luegen. Es heißt
„by vilen agänz, mihr hehß, mihr vermöß, mihr köuß
„und mihr wehß thu.“

„Murtenbald: Courage! sež no darzu, und mihr
„söüß thu, pour que tous ces beaux mots soient
„ensemble. Im übrigen convenire ig mit dir, daß
„la plûpart der Ellteren Ursach üser hüttigen corrum-

1) F. B. IV 50.

„pirten Jeunesse shg. Si fourniren die moyens „darzu“ . . . ic. —

Das andere Hauptlaster, wogegen das Freitagsblättlein so viel zu kämpfen hat, und das mit der Fremdländerei in Zusammenhang steht, ist der Luxus; der größte Thron der Berner ist „der Pracht, der der Freiheit den Herzstoß geben will.“ Deshalb kämpft man gegen das Kartenspiel, gegen den Schnupftabak, gegen Thee und Kaffee und die übertriebene Eleganz im täglichen Leben und in der Kleidung. Und in der Tat scheint auch der Luxus der eleganten Welt Berns ein großer gewesen zu sein. Das gesellschaftliche Leben war ein sehr reges, Abendunterhaltungen, Vereine aller Art und Klatschkränzchen waren im Schwunge. Das Rendezvous der vornehmen Gesellschaft aber war im Sommer allabendlich die Münsterterrasse, das „allgemeine Theatrum der galanten Welt“. In nächster Nähe des Gotteshauses, wo am Morgen sich die Andächtigen vereinen, um für die Übertretungen des Volkes zu beten, ist die „Zusammenkunft aller galanten und polirten Leuthen.“ Vor allem zeigen sich hier die schönen Damen, und jedes Jahr erscheint ein anderer Stern, eine andere Saison-Königin, die diejenige vom vorigen Jahr in den Schatten stellt; ein fortwährendes Erscheinen und Abtreten wie auf dem wirklichen Theater. Zwar sind es verschiedene Menschen, die sich auf den drei großen Spaziergängen der Plattform bewegen: „In dem obersten „nebst der Kirch befinden sich meisten Theils ernsthafte „Leuth, welche sich in die große Menge nicht mischen „wollen, oder Geistliche, welche nicht allzuweit von dem „Gottes-Haus, deme sie sich gewidmet, abweichen, und „solches gleichsam hüten und niemahl aus dem Gesicht

„lassen.“ In dem mittlern Weg ergeht sich „le beau monde de Berne. Alle artige Liebes-Händel, neue Versprechungen, vorgeschlagene Spazier-Gäng auff den folgenden Tag werden hier abgehandelt. Neue Arth von Perruquen, allerhand Manns- und Weibskleidung werden hier zuerst gesehen. So bald ein Kleid aus der Hand des Meisters verfertiget worden, so wird es hier zur Approbation aufgesetzt. Wann ein junger Herr eine Liebste erworben, so wird er gewiß alsbald mit iro Revüe paßieren. So ein Frauen-Zimmer durch Reichthum oder Schönheit eine große Anzahl Aufwarter erworben, so wird selbiges ohnfehlbar hier andere zu der Eysen-Sucht erwecken. Die Aufwarter aber streiten hier umb den Vorzug, einer thut es dem anderen mit prächtiger Kleidung, wohl-gestellten Reden und Tanzmeisterischen Schritten zubor.“ Junge Mädchen, die unter der Aufsicht ihrer Eltern erscheinen, begieben sich nach eingebrochener Nacht nach Hause, während die andern, denen man mehr durch die Finger sieht, sich oft bis nach 11 Uhr vergnügen.

Im äußersten Weg gegen die Aare spazieren meist diejenigen, die etwas insgeheim miteinander zu besprechen haben, Politiker, die große Borschläge in sich tragen. „Andere besuchen diesen Spazier-Gang, wann sie glauben, ihre Figur schicke sich nicht allzuwohl zu jenen (den Eleganten). Knechte, Mägde, verliebte Kammer-Jungfern, die auch ihre Aufwarter haben, lauffen bald in dem ersten, bald in dem letzten Weg herumb und spieheln ihre Rolle nach Vermögen und bilden sich ein, man betrachte sie mit nicht minder Ernsthaftigkeit als „die schönste Damen, die von jedermann geehrt wird.“¹⁾

¹⁾ F. B. II 32.

Ein fröhliches, farbenreiches Bild muß sich da an einem Sommerabend auf der Plattform des alten Bern entrollt haben, das im Grunde gewiß auch der Spektateur trotz seinem grimmigen Hasse gegen Luxus und Pracht mit heimlichem Vergnügen betrachtet haben wird, so wie er auch trotz seiner Abneigung gegen alle Vergnugungssucht den Bernern das Tanzen anempfiehlt: „Uus Schweizeren — heißt es — ist diese Übung umb „so viel desto nohtwendiger, weil unsere Nation bey „Fremden umb etwas dick und schwärfertig, wie wohl „meistens ohne Grund, angesehen wird.“¹⁾

Endlich nimmt in dem Freitagsblättlein, der «Gazette des dames» das „artige Geschlecht“ einen breiten Raum ein, und alles, was mit demselben zusammenhängt. Das Thema Liebe, Heirat, Ehe wird auf alle Weise erörtert. Selbstverständlich wird oft über die Herzlosigkeit und Unbeständigkeit der Mädchen geplagt und über die bösen Weiber geschimpft. Unter dem Motto: «Intolerabilius nihil est, quam fœmina dives» wird gegen die Geldheirat geeifert²⁾ und im übrigen auch in diesen Dingen auf die gute alte Zeit hingewiesen, wo die Frau nicht mit einer großen Ehesteuern sich verkaufte. Die Frau auf allen ihren Altersstufen, in allen Verhältnissen kommt zur Sprache: Das Bäckfischchen, das aus der Pension im «Pais de Vaud» zurückgekehrt, sich nicht mehr an die alten Bernerverhältnisse gewöhnen kann, und deshalb einen jammervollen Brief an seine Freundin schreibt, daß es sich zwingen müsse, von neuem „die abgeschmackte Bern-Melodie zu singen“, daß es beständig „lismen und nähen“ müsse

¹⁾ F. B. I 24.

²⁾ F. B. II 49.

„und zwar mit unabgewandten Augen“ und das in Sehnsucht nach dem schönen Welschland schmerzlich ausruft: „*Unsere Manieren stincken mich an, doch nicht nur mich, sondern alle die, welche erkennen, ce que „c'est qu'une noble Education!*“¹⁾ Das junge Mädchen, das in diesem Herzeleid sich befindet, weil es bei den Balleinladungen übergangen worden ist, und das Mauerblümchen, das am Balle sitzen bleibt und dessen Elend den Spektateur zu dem Ausspruche bringt: „*Dieser Tanz-Saal ist meines Bedunkens der Ort, an welchem nicht Freud und Vernügen, sondern Ehrgeiz, Zorn, Jalouſie und andere dergleichen Feinde alles Wohlsehns und aller Freud ihre Schaubühne aufgerichtet.*“²⁾ — Die Hausfrau, die sich mit den Mägden plagt und über sie klagt und die den Spektateur zu folgender Betrachtung anregt: „*Die Klag der Mägden über ihre Frauen und hintwieder der Frauen über ihre Mägde ist etwas Gemeines und sehr altes, die Ursach ist, weil das Weibl. Geschlecht zu klagen und jammern weit geneigter als die Männer. Aber wie kommt, daß man in keiner Gesellschaft Herren über ihre Diener raiſoniren höret? da hingegen bald keine Gesellschaft von Frauen, da nicht die Seiten von den Mägden gestimmet werde.*“³⁾ — Die alte Jungfer, die ihren früheren Stolz gegen die Männer bereut⁴⁾ — die geistreich und gelehrt sein wollende Frau, die sich in Kriegs- und Staats-Angelegenheiten und in gelehrte Gespräche einmischt, die ihr eigenes Geschlecht zu beherrschen und in Gesellschaft die Männer „über den Tölpel zu werfen“

¹⁾ *F. B. II 52.*

²⁾ *F. B. V 20.*

³⁾ *F. B. III 7.*

⁴⁾ *F. B. I 12.*

sucht und die deshalb „gewöhnlich auff dem heut zu „Tag großen und volkreichsten Gilande der Amazonen, „auff welcher (sic) kein Mansbild gesehen wird, mit „sonderbaren Ceremonien auffgenommen“ wird¹⁾ und die später zur Betschwester wird; — die wahrhaft gelehrté Frau, die die Männer ebenfalls meiden aus Furcht, sich vor ihr zu blamieren,²⁾ und endlich das stolze Mädchen, das seine Gefühle verbirgt und deshalb von den Männern als kalt und herzlos angesehen wird.³⁾ — Zwei ganze Diskurse sind der Beschreibung des Girikenmooses gewidmet.⁴⁾ Dieses wird als eine Insel der Seligen, als ein Dorado beschrieben. Der Weg, der in das Girikenland führt, ist mühsam, und viele fehren bei dem finstern „Versuchungs-Thal“ oder bei dem steilen, steinigen Berge „Wandelmuth“ um; diejenigen aber, die ihn überwinden, kommen über den Berg „Überwindung“ schnurstracks in das Land der Giriken hinunter: Zwischen hohen Bergen eingebettet eine liebliche Ebene, unter ewig blauem Himmel ein ewiger Frühling. Der Genuss des Wassers von einer geweihten Quelle befreit die Ankommenden von allen Leidenschaften und Untugenden, und als selige, ewig junge „Nymphen“ bewohnen die Jungfrauen die vier Teile des Landes. In dem ersten und größten Teile verweilen diejenigen, die aus Armut sich nicht standesgemäß verheiraten konnten, im zweiten Teile diejenigen, „so von der sonst gütigen Natur nicht wohl gebildet worden“; im dritten wohnen die Mädchen, „die durch sonderbare ihnen zu-

¹⁾ F. B. I 13.

²⁾ F. B. I 14.

³⁾ A. a. O.

⁴⁾ F. B. III 15, 16.

„gestoßene Unglück dieses einsame Leben zu ergreissen „sind bewogen worden,” im vierten und kleinsten Teil endlich diejenigen, „so sich freiwillig zu diesem Leben gewidmet haben.” — Im Giriken-Moos leben die Mädchen in seliger Gemeinschaft und ewiger Schönheit und Jugend zusammen, und der Spektateur, der dies alles im Traume erblickt hat, findet, es sei gut, daß dies nicht bekannt, „sonsten würde das Jungfern Volk dünner unter uns zu finden und schwerer zu gewinnen sein.”

Das Auffallendste aber ist, daß im Freitagsblättlein sogar ein Stück Frauenfrage in modernem Sinne zur Sprache kommt. In dem Diskurse „Vom Nutzen und Gefährlichkeit eines wohlstudierten Frauenzimmers“¹⁾ wird die Frage des Frauenstudiums auf alle Weise erörtert, und alle jene Argumente für und wider werden ins Feld geführt, die man auch heute noch zu hören bekommt. Zwei Männer sprechen über diese Frage. Der eine, „Damon“, ist der Ansicht, daß es dem weiblichen Geschlechte vergönnt sein soll „die Wunder und „Herrlichkeiten der Welt, die Weisheit des Schöpfers, „das Herz und das Gemüth des Menschen und andere „Wunderungs-würdige Sachen zu erkennen, und durch „deren Erkantnuß weiser und verständiger zu werden.“ Er meint, daß die Frau nicht mit weniger Verstand begabt sei als der Mann, daß sogar „ihre Gedanken „Sinn-reicher, ihre Einfäll artiger, ihre Conversation „anmuthiger, ihre Schreib-Arth angenehmer, ihre Expressionen deutlicher und natürlicher“ als diejenige der Männer seien. Er findet, daß es „eine größere Lust „wäre, die Weisheit auf dem Munde eines wohl-redenden,

¹⁾ F. B. II 34.

„liebenswürdigen und gelehrt̄en Frauen-Zimmers, als „aber aus dem Mund eines Misanthrope oder sauer-„sehenden Philosophi anzuhören.“ Seiner Ansicht nach ist der weibliche Verstand nicht weniger wert „excoliert und aufgearbeitet“ zu werden, da, wenn dies geschehen würde, „die Leichtfinnigkeit, die Schwachheit, die Forcht-„samkeit und der Übergläuben, so neben anderen Un-„tugenden dem Frauen-Zimmer zugeschrieben werden,“ bald verschwinden würden. „Seine nur auf Mode, „Kleidung, Promenade, oder auf Medicin lauffende „Gesprech, die Hochachtung vor den so genannten bel „Esprit, vor die zwey-deutige Redens-Arthen und „Scherz-Worte, in summa vor alles das, so den Augen „wohl gefallen und die Imagination erquicken kan, dies „alles, sag ich, würde man ihm nicht so öfters vor-„werfen können. Ja selbsten das Haus-Wesen und „insonderheit die Außerziehung der Kinderen, so eine „von den wichtigsten Sachen ist, wurden des Nutzens, „so auß der Aufzübung des Verstands herfließt, sich „nicht wenig zu erfreuen haben. Wie viel Mütteren „wurden ihre Kinder besser erziehen, wann sie eine ge-„nauere Erkanntnuß des Menschen, seiner Begierden und „Neigungen hätten! Ich bin daneben versicheret, daß „viele Manns-Persohnen über ihre wichtigste Angelegen-„heiten ihrer Frauen Raht gefolget und sich darbey „wohl befunden haben.“ —

Ganz anderer Ansicht ist „Crausto“. Er meint, daß die Natur das weibliche Geschlecht nur dazu bestimmt habe, dem Hause vorzustehn; „zu dem End hat sie auch „selbiges mit mehrerer Schönheit und größerer Anmuth „als das unsrige begabet, dadurch es unser Herz und „unsere Liebe gewinnen möge: Da hingegen unserem

„Geschlecht ein reisserer Verstand und größere Stärke
„zu Theil worden, damit es zur Regierung der Welt,
„zur Erfindung und Aufzübung der Künsten und Wissen-
„schafften desto tüchtiger werde.“ Überhaupt ist er der
Ansicht, daß das Studium für die Frau gar keinen
Sinn habe. „Ich kan nicht begreissen, worzu die
„Studien einem Frauen-Zimmer, so weder die Catheder
„und die Canzlen besteigen, noch zum Nutzen des Batter-
„landes solche anwenden kan, dienen solten. Ist es
„nicht genug, daß selbiges dem Haus-Wesen wohl vor-
„stehe und die Kinder wohl zu außerziehen wüsse?
„Moliere hat nicht unrecht, daß er die gelehrten Weiber
„auf dem Theatro aller Welt zum Gelächter aufgesetzt;
„was ist wahrhafters, als wann er sagt?
„Il n'est pas bien honnête et pour beaucoup de
causes,

„Qu'une femme étudie, et sache tant de choses
„Former aux bonnes mœurs l'Esprit de ses Enfans;
„Faire aller son ménage, avoir l'œil sur ses gens
„Et regler la depense avec Oeconomie
„Doit être son étude et sa Philosophie.“

Diesen Streit zwischen dem Verfechter und dem
Verächter des Frauenstudiums sucht der Spektateur dahin
zu entscheiden, daß er das Studium als Zuflucht für
unverheiratete Mädchen zulassen will. Seiner Ansicht
nach sind die Frauen in zwei Gruppen einzuteilen, in
solche, die heiraten und heiraten wollen, und in solche,
die aus Häßlichkeit, Armut oder Vernunft nicht heiraten
können oder wollen. Für die ersten scheint ihm das
Studium unpassend, da „sich ernsthafte Bücher mit
„Mouches und Pomades-Trucken nicht wohl schicken
„werden“, und weil insgemein solche Damen, „deren

„Sorg nur auff Vermehrung der Zahl ihrer Anbeter ziehlet, wenig Lust zu den Bücheren, wosfern man die Roman nicht darunter zehlet Was aber die anderen betrifft, so sehe nicht, was sie auff ein Studium sich zu legen und darinn zu reüssieren verhinderen solte. Gewiß ist es, daß das Frauen-Zimmer nicht minder Ehrgeizig als das Männliche ist . . . Wäre es nicht ratsammer, sie würden sich entweder auff eine Wissenschaft, oder auff eine Kunst, als auff die Mahlerey und das Kupffer-stechen (wie es an vielen Orthen geschieht) legen? und darmit die ihnen öfters überlegene Zeit zubringen?“ An diese Lösung der Frage aber will der Gegner des Frauenstudiums, Grafstv. nicht glauben. Er muß zwar zugeben, „daß an anderen Orthen, und insonderheit in großen und berühmten Handels-Stätten, als Benedig, Nurenberg, Hamburg, und Amsterdam, nicht rahr ist, Frauen-Zimmer anzu treffen, so sich nicht nur auff dergleichen Künft und Wissenschaften legt, sondern auch truz den Manns-persohnen darinn excellirt.“ Doch stellt er in diesen Dingen den Berner-Mädchen eine schlechte Prognose: „Ob aber solche Gedanken bei einem Frauen-Zimmer, so besser weiß sich galant auffzuführen, wie unser Berner Frauen-Zimmer, einen ingreß finden würde, daran zweifle ich mächtig; Ich halte vielmehr dafür, es wurde die, so ihme dergleichen Gedanken vorbringen würden, aufzulachen und sich ihrer spotten.“ —

Daß die Herausgeber des Freitagsblättleins, ihrer Stellung als Sittenverbesserer sich wohl bewußt, überall auf die Schattenseiten des bernischen Lebens hinweisen, ist selbstverständlich. Wehe aber, wenn einem Fremden ein ähnlicher Gedanke kommt und es ihm einsfällt, etwas

Nachteiliges über ihre Vaterstadt sagen zu wollen. Dann röhrt sich der Berner-Patriotismus mächtig in ihnen, und wie ein Mann weisen die Spektateurs das ungerechte Urteil eines Fremden zurück, der es wagt, ihre Meinung zu teilen. — Zwar geht die Klage über den Mangel an wissenschaftlichem Interesse in Bern durch das ganze Freitagsblättlein hindurch; aber entrüstet weist „Wilhelm Tell“ die Behauptung eines Fremden zurück, daß man in unserem Lande weniger zur Wissenschaft geeignet sei als an andern Orten.¹⁾ Gerade der Umstand, daß so wenig Bücher geschrieben werden, ist ihm ein Beweis für den „reifen Verstand und das kluge Urteil“ der Schweizer, die „sich nit, wie „etwan ein leicht=geiftiger Frankoß, oder ein auff seinen „Registern viel=haltender Deutscher so leichtlich auff die „Schaubühne der Welt wagen wollen, wann sie nichts „zu sagen haben, als was schon tausendmal ist gesagt „worden.“ — „Salindo“ verwundert sich darüber, daß in Romanen nie von Schweizern Meldung getan werde, „gleich als ob sich in unserem Climat nicht Menschen „befunden, die auff eine so angenehme und verschmitzte „Weis ihre Liebes=Händel zu führen wissen wie andere, „die sich an frembden und außeren Orthen befinden,“ und es doch die Schweizer „in diesem Stuck so wohl „als andere auf das höchste gebracht.“²⁾ Bekümmert forscht ein anderer nach den Gründen des ungerechten Vorurteils der Fremden, die uns für „dick=köpfige, grobe, „ungelehrt= und bäurische Leuth“ ansehen. Der Hauptgrund liegt seiner Ansicht nach darin, daß die Fremden nicht Gelegenheit haben, die Richtigen unter uns kennen

¹⁾ F. B. I 10.

²⁾ F. B. II 27.

zu lernen und daß die Beschreibungen unseres Landes unrichtig seien. Als Beispiel citiert er Hübner, der die Schlacht von Bülmergen wie einen „unverdientlichen Zusammenlauf von groben Bauern“ schildere, und der Genfer- und Bodensee unter die Flüsse zähle.¹⁾ Die ganze Salve des Zornes aber entladet sich gegen den englischen Bischof Burnet; denn dieser hat nicht nur über die Schweizer im allgemeinen, sondern über die Berner im speziellen geschrieben und sich dabei großer Irrtümer schuldig gemacht.²⁾ So begeht er den unverzeihlichen Fehler, die Berner mit den Heimlichern zu verwechseln, glaubt, daß nur verheiratete Männer in den großen Rat kommen dürfen und irrt sich sogar in der Zahl der Bünste. Schon die Bemerkung, daß unser Land schön und über alles Erwarten ertragfähig sei, beleidigt den Spektateur, weil er darin eine Herabsetzung der Arbeit des Landmanns sieht; wenn sich aber Burnet gar ein Urteil über den Charakter und die politischen Zustände der Berner erlaubt, so gerät der gute Patriot vollends in Harnisch: „Von einem so gelehrten Mann hätte ich „in alle Wege ein vernünftiger Raisonnement erwartet!“ ruft er empört aus, da er bemerkt, daß folgende Worte Burnets wohl nicht ganz als Lob aufzufassen seien: «Les hommes y (Berne) sont sincères et de bonne «foi, mais en même temps un peu pesans, ce qui «venant de l'épaisseur et de l'humidité de l'air «qu'ils respirent, cela fait aussi qu'ils aiment

1) II 48.

2) Voyage de Suisse, d'Italie et de quelques endroits d'Allemagne, de France, par Mr Burnet, Evêque de Salisbury, 3^{me} Edition, Amsterd. 1718. Tom. 1. — F. B. VI 39, 40.

«fort la bonne chere.» Das heißt nichts anderes, kommentiert der entrüstete Spektateur, als „die Berner „sehnd redliche, einfältige Tröpffe, welche gut und auff- „richtig sehnd, weilen sie nicht den Verstand haben, bös „und falsch zu sehn. Unsere Freß-sucht betreffend, so „glaube, sie übersteige die Englische so weit nicht; einem „Wind-leichten Frankosen wäre es wol angestanden, uns „solches vorzuhalten, nicht aber einem Engelländer, der „in gleicher Categorie ist.“ Sein ganzer Zorn aber bricht aus, wenn Burnet über die Bernischen Land- vögte sagt: «Ces Messieurs les Ballifs dans leurs «Balliages, dont quelques uns s'appellent abbayes, «ne se contentant pas de piller les Peuples, ils «donnent assez souvent jusqu'à l'Etat, qu'ils «n'épargnent non plus que les sujets.» Entsetzt ruft der Regierungsfromme aus: „Mich bedunkt, ich „höre hier einen rebellischen Leuenberger oder einen un- „vernügten Bauern klagen, nicht aber einen sehr gewissen- „hafften Bischoff, der eine wahre und wol=gegründete „Relation versetzen wollen.“ Nur in einem einzigen Punkte stimmt das Freitagsblättlein mit dem englischen Beobachter überein, wenn nämlich Burnet behauptet, „daß an keinem Ort der Welt so großer Aberglauben und Bigotterie gesehen werde, als in Lucern, Solothurn und Fryburg.“ Über diesen Ausspruch freut es sich mächtig und nimmt mit Behagen die Gelegenheit wahr, sich über die Andacht jener Orte für den päpstlichen Stuhl, die ihnen gleichwohl immer noch keinen Kardinals-hut und keinen Heiligen eingetragen, lustig zu machen; denn in dem Berner-Spektateur regt sich freudig der Sieger von Bilmogen.

Als die Neue Gesellschaft ihr viertes und letztes

Bändchen abschloß, dedizierte sie dasselbe der Nachwelt. Nicht aus Ehrsucht, um sich unsterblich zu machen; was sie dazu bewog, war „allein der verhoffte Nutzen, den die Bernische Nachwelt auf ihrer gering fügigen Arbeit ziehen könne“; der Nachwelt übergab sie diese „lebendige Abschildderung der Zeiten in dem 1722^{sten} und 1723^{sten} Jahr,“ damit sie sich dereinst daran messen könne. Aus der Vorrede zum vierten Bändchen aber sprechen die Herausgeber des Freitagsblättleins heute zu uns und stellen uns die Frage, wie sich unsere Zeiten zu den ihrigen verhalten? — Wenn, was die Neue Gesellschaft von Herzen wünscht, sie besser sein sollten, wenn durch „gute Geist- und Weltliche Gesäze“ die Mängel der früheren Zeiten sich bei den späten Nachkommen verloren; wenn die Laster, worüber das Freitagsblättlein sonderlich geklagt, „in Vergess gestellt“; wenn die „Arbeitsamkeit, Gelehrsamkeit, Fleiß zu allen Künsten und Wissensschäften, Liebe zu Neuffnung und Erhaltung des meinen Wesens samt der alten Redlichkeit“ wieder hergestellt; wenn endlich „der Pracht und Hochmuth samt der Hindansezung der natürlichen Gleichheit unter Brüderen gedämpfet“ sein sollten: Dann erlaubt die Neue Gesellschaft ihren Nachkömmlingen gern und willig zu den Zeiten des Freitagsblättleins zu sagen: „O seculum inficetum! O der alten abgeschmackten Zeiten!“ — Und wir, an die das Freitagsblättlein solche Fragen richtet, was haben wir heute zu antworten? — Doch wozu diese Fragen! Wir stehen ja nicht mehr in der Zeit der moralischen Wochenschriften.
